

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

232 (6.10.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Das Leuchtfeuer

Es wurde dunkel. Der Leuchtturm sandte schon sein Strahlenbündel übers Meer. Der alte Fischer starrte eine Weile in das leuchtende Kielwasser. Dann murmelte er: „Eine böse Erinnerung!“ Und ohne mir Zeit zum Fragen zu lassen, fuhr er fort: „Ich weiß, der Leuchtturm ist der Freund der Seeleute, und sie sind froh, wenn sie in den Nebelnächten sein Licht sehen. Ich kann gerade dieses Licht nicht sehen, ohne zu erzittern.“

Wir fuhren der Küste zu. Der Fischer erzählte mir seine Geschichte. „Ich war Wärter auf diesem Leuchtturm“, sagte er, „auf dreißig Jahre lang, nach fünfzehn Dienstjahren zur See. Wir waren immer zu zweit und blieben einen Monat vollkommen abgeschritten von der Welt. Unten einzelne Zerkleinerung bildete die Aussicht auf die weit draußen stehenden Boote und bei Ebbe die Klippen auf dem Sande. Man spielte dort die ganze Zeit Kartes zwischen den Klippen. Man spielte dort die ganze Zeit Kartes zwischen den Klippen. Man spielte dort die ganze Zeit Kartes zwischen den Klippen.“

Alle vier Wochen brachte ein Schiff Lebensmittel und Ablösung. Auf diese Weise arbeitete man nur sechs Monate im Jahr und konnte in der Freizeit manches schöne Stück Geld mit Hafenarbeit verdienen.

Da fiel mir eines Tages eine seltsame Erbschaft zu. Eine Witwe von fünfundsiebenzig Jahren, die mir ein verstorbenen Better anvertraute. Aus Gültigkeit nahm ich das arme Ding bei mir auf. Sie besorgte den Haushalt und hielt meine Sachen so gut in Ordnung, daß ich dachte, ich hätte einen glücklichen Griff gemacht. Als ich sah, daß sie so freundlich, so herzlich war, begann ich allmählich, sie lieb zu gewinnen. Erst väterlich, wie es mir älteste Mütter zum, dann regelrecht wie ein Liebhaber. Ich sprach ihr von Betrad. Sie willigte ein. Ich war harmlos genug, zu glauben, daß auch sie mich liebte. Ich hatte nicht begriffen, daß mein Herz nicht mit ihrem Strahlungslicht hielten konnte. Wenn sie mich betrachtete, schielte sie aus dem Winkel des Auges und um vor dem Elend zu sein.

Ich habe sie geliebt. Sie hätte es verstehen und sich rückhaltlos geben müssen. Aber sie war so schamhaft und so vorsichtig. Sie aerierte in Leidenschaft bei meinen Umarmungen. Ich sagte mir, ihre Sinne sind noch nicht erloschen. Geduld! Und ich sah nicht den Abschied, dem es zuging.

So blieb es drei Jahre lang. Ich liebte sie, ohne eifersüchtig zu sein. Während der vier Wochen, die ich im Leuchtturm stand, kamen mir nie Zweifel an ihr. Ich dachte, sie arbeite in unermesslichen Hause, und am Abend, malte ich mir aus, läme sie an den Strand, das Leuchtfeuer zu sehen, das sie von mir strahlte.

Ich hätte nie etwas davon erfahren, wenn es nicht durch Zufall herausgekommen wäre. Oh, durch einen ganz gewöhnlichen, plumpen Zufall, wie immer.

Wir waren für vier Wochen von der Welt abgeschnitten, Ridiari und ich. Ridiari war gewöhnlich mein Kamerad. Ein Zurück von fünfundsiebenzig Jahren. Er schaute auf den Klippen. Und ich trüdelte herum und wußte nicht, was ich anfangen sollte. Da kam mir in den Sinn, meinen anderen Lebetrad zu waschen. Ich hatte ja Zeit bis zum Dunkelwerden. Da Ridiari mir oft kleine Gefälligkeiten erwies, nahm ich seinen Leinenanzug, um auch den zu waschen. Ich weiß noch genau, daß ich eine Weile danach lachte. Er sah unter einem Strohhut. Endlich fand ich ihn. Ich häutete ihn mir über den Arm; da fiel plötzlich ein Brief aus einer Tasche. Ich erkannte die Handschrift und erschrak zu Tode. Ach, ich hätte schwören mögen, daß es sich um Betrad handelte. Aber ich war so wenig darauf vorbereitet, daß ich für einen Augenblick taute und schwanzte, ob ich ihn öffnen und lesen sollte.

Sie können sich nicht vorstellen, wie leidenschaftlich dieser Brief war! Meine Frau gebrauchte Ausdrücke, die mir heute noch wehtäten, wenn ich sie wiederholen sollte. Sie war kein, Sie gehörte Ridiari so schamlos, daß mir heute noch, nach all den Jahren, das Blut lacht. Gegen Ridiari mußten die Zärtlichkeiten des „Amen“ verfallen. Nun fiel mir allerlei ein, was ich bis dahin garnicht beachtet hätte. Einmal hatte ich Ridiari im Augenblick, wo er eingeschickt werden sollte, krank gestellt und war durch einen anderen Wärter ersetzt worden. Vier Wochen lang hatten sich Ridiari und meine Frau ungestört angehängt, ohne es verheimlichen zu müssen.

Ich war bis ins Mark getroffen. Ich mußte mich beherrschen, um nicht aufzukrechen vor Schmerz. Da hörte ich Ridiari die Treppe zum Turm heraufkommen. An der Schwelle blieb er stehen. Er merkte, ich wußte alles.

Ich wartete ihm den Brief ins Gesicht. „Schütt!“ Ich flüster mich auf ihn, und es entspann sich auf den wenigen Quadratmetern ein wilder, erbitterter Kampf. Unter bestialisches Klischen variierte er meine Faustschläge. Ich biss ihn so tief, daß mir ein Felsen Fleisch zwischen den Zähnen hängen blieb. Der Schmerz machte ihn taub. Er schlug mich, um mich zu beäugen, mit dem Kopf gegen die Steinplatten. Ich fühlte meine Kräfte schwinden. Er war ja jung. Fast hatte er Recht mit dem „Amen“.

Undem wir uns so ineinander verkrampft herumwälzten, fiel mir das Messer aus der Tasche. Ich griff zu, öffnete es und erhob die Hand zum Stoß. — Da durchsah ich plötzlich ein Gedanke mein Gehirn. Das Leuchtfeuer! — Die Nacht war hereingebrochen und mit ihr der Nebel. Um uns her tobte die See. In der Ferne heulte eine Sirene durch die Finsternis. Ich warf das Messer weg und schrie: „Die Lampen!“ Ridiari hatte nicht wie ich dreißig Jahre Dienst und erbitterter Kampf, aber er begriff und ließ mich los. Wir standen auf. Meine Raschgeflüchte waren verfliegen! Seite an Seite mit dem Mann, den ich hätte umbringen wollen, dachte ich an das Leben der anderen, der Seeleute, der Fischer und all der Unschuldigen, die sich sicher über die Dunkelheit wunderten und ohne Furchung und Rettung waren. Ich kürzte die Treppe hinauf. Ein paar Minuten später tanste der helle Schein über die Wellen.

Vier Wochen lang hatten wir nebeneinander aus, ohne ein Wort zu wechseln. War das Meer ruhig, so gingen wir hinaus auf die Klippen, jeder für sich; aber bei schlechtem Wetter waren wir gemeinsam, zusammenschleichen, mit dem gleichen Gedanken im Hirn. Es war furchtbar.

Endlich endeten wir in der Ferne den Dampf, der uns holen kam. Ein Boot stieß ab. Wir stiegen hinunter auf die Klippen zur Besichtigung. Feuerrot rubig nahm ich die Ubergabe an die neuen Wärter vor. Mein Dienst war beendet.

Nun sollte Ridiari also zurück, um weiter ihr Geschick zu sein. Das Raschgeflücht in mir schob wieder auf, ohne daß ich es unterdrücken konnte. Ich zog mein Messer, und er sah sich zum Meer setzen konnte, stieß ich es ihm in die Schulter. Er taumelte, alft ins Meer, schlug mit den Händen in die Luft, öffnete den Mund und war tot, ehe man ihn herausfischen konnte. Da wußten Tot und Anseh ein voller Monat lang, wurde ich zu zehn Jahren Kerker verurteilt. Ich habe sie abgeduldet. Die Richter konnten nicht verstehen, daß dieser eine Mord für mich nicht zählte, daß ich vier Wochen lang nur eine Maschine gewesen war, die für das Funktionieren der Lampen sorgte. Der Umstand, daß ich meine Pflicht erfüllt hatte, verdirbt das Urteil.

Thea Reimann.

Es ist doch etwas Wahres daran

Noch schlimmer und roher als Worte ist das Unausgesprochene, die Gedanken, die von den Menschen nicht niederschrieben werden, die sich dauernd umformen und die sich zum Teil so hartnäckig verbergen, als ob man sich ihrer schämen müßte. Fast jeder Mensch hat innere Bilder, die er nicht aufzeichnet, hat schwankend machende Befürchtungen, über die er schweigt, hat Hoffnungen, die geäußert, alles zerlösen können, was ihm vielleicht das Höchste war. Es ist deshalb gar nicht so unmöglich, wenn man sagt, daß die schweigende innere Seele eigentlich ein Buch von unerschöpflichen immer sich erneuernden und verjüngenden Seiten ist. Die Welt der Menschen ist also voller Verwirrungen und Verheimlichungen.

Aber auch die Welt der Natur und der Tiere ist ebenso voller Verheimlichungen. Was verschweigen uns allein die nichtschreibenden Geheimnisse des nächtlichen Sternenhimmels. Der wie gerne möchten wir erschauen und miterleben, was ein Tier meint, fühlt oder vielleicht denkt, wenn es in die Weite sieht oder uns herab betrachtet. Oder wenn man auf dem Meere schwimmt, die unaufrührliche Bewegung des Wassers betrachtet, durch ein kleines Guckfenster schnell einmal einen kleinen Blick in die oberen Tiefen des Meeres tun darf und doch ist uns alles verschlossen; eine undurchdringliche Tür zwischen ihm und uns aufgerichtet. Nun aber erit bei den Menschen. Sind wir nicht einer dem anderen ein Rätsel, wie es ein schwierigerer eigentlich gar nicht geben kann. Selbst im Befehntnisstahl der Liebe, die die Men-

schen innerlich aufwühlt, durchschüttelt, wird da nicht etwas zurückgehalten, fast sich nicht gleich einem Hemmschuh etwas vor das noch nicht Ausgesprochene, das dann später vielleicht der Grund von Abneigung, Verlust der Sympathie und der Fremde am Beifammeln sein kann. So mancher kann mit A. Brendel dann über den Menschen raunen:

Da bist wie ein falkes, vermurkshenes Schloß, mit ungeheurer umrankenden Fassade, wohnter ein schlauer schlafender Trost tanntaumelnd erstarter Kleiden über Seelen abebigt in die Ferne sieht.

Kennen wir Menschen nicht von einander nur die nichts-jagende Oberfläche der Seelen, nur die Symbole der Dinge? Kann man zum Beispiel ganz die Regungen einer jungen, knospenden Mädchenseele ergründen? Welche Kräfte spielen da ihr Spiel, welche wilden Lebensstöße scharen und wehen dort, welche loderen Sinne finden dort Berausung und schließlich Frieden. Wie oft flüstert gibt es, die man keiner Menschenseele anvertraut. Wie oft flüstert betörende Impulse dem Innern immer wieder etwas zu, was man verdrängt zu glauben gewagt hatte. Wie oft weigert man sich innerlich, etwas einzusprechen, was trotz aller Befehdmühen immer noch vorhanden ist.

Ich kannte zwei, die gingen lange Zeit zur gegenseitigen Freundschaft nebeneinander her. Den einen beherbergte nur der Gedanke an den anderen. Den anderen auch, aber mit dem inneren Unterstich, daß er nebenher schlummernd noch an einen anderen dachte. Und diese Gedanken verdichteten sich schließlich während der Zeit zu dem Unausgesprochenen, zu einer unerschöpflichen Abneigung. Das Unausgesprochene hatte gefestigt, erzeugte Leid, trennte Verbundenheit, löste Befehdenes auf. Es war eine der Regungen, die man niemandem anvertraut und die da Oberhand gewonnen hatten.

Es ist doch etwas Wahres daran, an diesem Unausgesprochenen. Kurt Schöpfung.

Allerlei

Die beliebteste Schönheitskönigin. Dürfen die Haare einer schönen Frau immer länger werden? Malala Marattina, besser bekannt als „Miss Italia 1930“, empfindet die Behauptung, daß ihr Haarwuchs von einem Auftritte zum andern schöner werde, als eine Majestätsbeleidigung. Sie hat den Triestiner Journalisten Zucchi verlagert, weil er es gewagt hat, die Schönheitskönigin in dieser Weise vor der italienischen Öffentlichkeit bloßzustellen. Zunächst verlangte die Majestät, daß der Kritiker seine Behauptung zurücknehme. Aber der Journalist hat eine Reihe von Zeugen aufgetrieben, die die Verwandlung der Haare ebenfalls beobachtet haben und bezeugen wollen. Nun ist ein Prosch auf Schadenersatz angedroht worden, bei dem zunächst einmal zu erklären ist, ob jemand darüber beleidigt sein darf, daß man seine Haare von Woche zu Woche als schöner empfindet.

Neue Forschungsarbeiten durch Anvertrauten. Der bekannte Afrikaner Dr. Arno Stein, Professor der Harvard Universität, der als einer der größten Kenner Chinas und der Mongolei gilt, ist wieder nach Turkestan abgereist; zwei Jahre will er eine Expedition durch Turkestan, die Mongolei und Innerchina führen. Der nun drückende Geschick wird von einigen Naturforschern und Kameraleuten begleitet, die zum erstmaligen Aufnahmestellen von den Eingeborenen machen werden. Die Harvard Universität hat Prof. Stein eine Summe von 100.000 Dollar zur Verfügung gestellt. Das British Museum konnte die Royal Geographical Society von England haben sich ebenfalls bereit erklärt, für die Dauer von zwei Jahren monatlich je 2000 Pfund Sterling an den Unkosten beizutragen. Prof. Stein wird u. a. auch die Wüste Gobi besuchen, und sein Weg wird ihn durch Gebiete führen, in denen sich zahlreiche Spuren der antiken mongolischen und chinesischen Welt finden. Die Realeiter des Forschers, der selbst gebürtiger Ungar ist, sind mit Ausnahme von zwei Amerikanern durchweg deutscher Abstammung.

Deutsche Zeitungen in Rußland. Trotz der strengen Zensur der Sowjetregierung die Presse der nichtrussischen Nationalitäten, weil sie in ihnen wertvolle Propagandamittel sieht. Daher wird auch die Entwicklung der deutschsprachigen Sowjetzeitungen gefördert. So man fordert sogar einen weiteren Ausbau der deutschen Presse. Nach einer Mitteilung des „Zeitungsorgan“ erscheinen gegenwärtig in der Sowjetunion fünf deutsche Blätter, darunter eine Tageszeitung und sechs Beiblätter mit einer Gesamtauflage von 60.000 Stück. Das deutsche Beiblatt, die in Moskau erscheinende „Arbeit“ hat 10.000 Abonnenten, ebenso wie in Leningrad, und die in Krasnodar erscheinende „Arbeit“ hat 10.000 Abonnenten. In der Ukraine erscheint, und die in Krasnodar herauskommenden „Nachrichten“, die die deutsche Volksrepublik verlor, in der Deutsch Amtssprache ist.

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Nord
Copyright 1930 by Ernst Oldenburg, Leipzig.
(Nachdruck verboten)

Da plötzlich — er hielt unwillkürlich den Atem an — höflich überflüssig im Höllenlärm der Brandung! — da plötzlich hatte sich die Worte über dem Bootshöhe geöffnet.

Eine riesige Gestalt kletterte über die Felsenstufen hinab und verschwand im Bootshaus.
Rutz darauf flatterte Rückweise über die Rämme der rollenden Wogen her das Hämern eines Motors an Moons Ohr und er sah, wie das Boot ins offene Meer trieb.

Gleichzeitig nahm auch schon Moon seine Beine unter die Arme. „Herr Bürgermeister, mein Rob!“

„Wo waren Sie so lange, ich —“

„Hab' mich verpalet. Schnell — ick muß ich eilen, zum Ehrenbesuch nach Haus zu kommen!“

„Eilen Sie doch noch eine Bouillabaisse!“, wollte der Wirt jagen; er kam nicht dazu, denn Moon trampelte schon gegen Morzeile zu.

Mit Todeserschauung rumpelte er nun über den Schotter — armes Fahrrad! — und jagte dahin, als ob der Leibhättige ihm auf den Fersen wäre.

Seine Kennziffern wurden belohnt, bald sichtete er das Motorboot, das ziemlich weit von der Küste wie ein Delphin über das Wasser tanzte. Das Boot hatte einen Landvorsprung umschiffen müssen und diesem Umwege verdankte es Moon, daß er sobald schon auf gleicher Höhe mit dem Verolaten dahindradelte.

Moon war bereit überaus gemessen, die Reize gebe nach Morzeile zurück, daß er beinahe über das Ziel hinausgeschossen hätte, besser gelangt, hinausgefahren wäre.

Die Rämme des Parkes von Boreis verperrten ihm für Minuten die Sicht aufs Meer. Als er wieder ungeschindert Ausblick fand, hatte er das Boot verloren.

Er sties ab, fachte um und entdeckte schließlich, daß das Boot begrabert hatte und nun mit gedrohtem Motor der Küste zuschwamm.

Moon versteckte sein Rob im Geirup und legte sich auf die Lauer.

Das Boot glitt schließlich — sein Lenker kannte sich offenbar gut aus — zwischen zwei schwebende Steinblöcke, die das Anlegen ermöglichten.

Der mächtige Kerl, der es gesteuert hatte, sties aus, machte das Boot fest und sprang dann völlig an Land.

Er sah sich um. Sollen sich aber sicher zu fühlen und schritt dem Park zu.

Als seinem Gebären ließ sich darauf schließen, daß er hier jemanden erwartete.

Er ging, kaum einen halben Meter weit, an Moons Versted vorbei, blieb stehen, brannnte sich eine Zigarette an.

Da erkannte ihn Moon.

Es war der Negar James.

Was folgte, entsprang einer jähren Eingebung des Detektivs. Der ließ sich oft — und makte es bei seinem gefährlichen Berufe tun — von plötzlichen Einfällen leiten, ohne sich seiner Tollkühnheit bewußt zu werden.

Der Schwarze schlenderte gemächlich tiefer in den Park hinein. Er sah den Schotter nicht, der hinter seinem Rücken in den Felsblöcken der zerklüfteten Küste verschwand.

Die Nacht war nicht groß. Immerhin aber bot sie neben dem Führer noch auf drei Personen Platz. Die abgestumpfte Achterdeckseite war mit Zeltblatt überspannt, um das Herinjähren der Seitenwände bei hohem Seegang zu verhindern.

Moon machte sich so schlank wie möglich. Neben Benzinkanistern und verschiedenen Werkzeugen rollte er sich unter dem gespannten Zeltblatt ein.

Langsam brauchte er nicht zu warten. Wenige Minuten nachdem er seinen Körper recht und schlicht im Boote verstaub hatte, hörte er Stimmen und gleich darauf verriet ein merkliches Schwanken des Schiffchens, daß seine Passagiere auf Deck sprangen.

Dieses Schwanken erfolgte zweimal; wenn man den einen Aufsprung auf Konto des Negers setzte, war folglich nur mit einem Mittabenden zu rechnen.

Der unter der Schupleinwand zählte ja nicht mit. Umso mehr aber löste er die Ohren.

Vorläufig aber fiel kein Wort.

Der Neger lugierte das Boot offenbar vorsichtig zwischen den Blöden heraus — wie und da streiften die Bootsplanen knirschend den Felsen. — Er wandte das in der Brandung hüpfende Schiff, indem er wohl mit einem Staken nachhast, dann erst sprang der Motor ein.

Als sie das offene Meer gewannen und die rollenden Rämme

spielersich durchsuchten, konnte der Lenker der Maschine die Arbeit überlassen. Seine Behaltung nahm ihn jetzt nicht mehr voll in Anspruch und er durfte es sich leisten, zu sprechen.

Er beherrschte das Transzöische nicht und tobete die ein schredliches Kanderwells.

„Mitter hat gefüllt nicht jähren das Palet!“

„Schweig!“, herrschte ihn der andere an. „Das geht dich gar nichts an. Es hat mich gereizt, den Dummkopf schon zu ärgern!“

Diese Stimme —? Wo hatte sie Moon bloß schon gehört? Sie klang jähren. Herdöse Erreanna mochte sie unkenntlich erschmeinen lassen.

„Was tot sein, tuden gehören auf Friedhof!“, ließ sich der Neger vernehmen. „Somit nicht Geister nicht Ruhe und kommen und würgen!“

„Du bist ein altes Weib mit deinem ewigen Aberglauben! Ein Kerl wie du, der schon manchen um die Ecke gebracht hat, der Wädhren jähren, überhaupt eine höchst verwegene Vergangenheit besitzt — und fürchtet sich vor Geistesern! Schame dich!“

„Erstlagen ein Mensch, daran sein nichts; aber man müssen sein dann vorsticht. Nicht werien in Meer oder Wald. Toter begraben sein gemut auf Friedhof, sonst er sich rächen!“

„Eigentümliche Moral. — Aber von heute an wirst du dir keinen blöden Eselen verweisen müssen. Der Wogen ist weg. — Am besten wir verdrängen die Nächsten im Keller.“

Trotz des Kauens der See verstand Moon fast jedes Wort, weil die beiden laut redeten, um den Motor zu überschreien.

Während der Neger das Steuerad bediente, hatte sich der Mann, dessen Stimme Moon irgendeine bekannt annahmte, dicht bei seinem Berste in der Nähe des Hinterlebens niedergelassen.

Wilde er es gewagt haben, einen Zinzel der Zeltblattbede zu stützen, hätte er ihn sehen können.

Der Detektiv überlegte sich das aber; er konnte nicht wissen, ob der Mann nicht direkt mit dem Gesicht auf sein Versted zu sah.

Er verspürte keine Lust auf ein unfreiwilliges kaltes Bad, das immerhin riskant war, wenn auch der Graf von Monte Christo diese Gemäler hier, einst glückselig überwandnen hatte.

Moon beherrschte sich also aufs Laufen.

„Tien folgen, Mitter, dem treuen James! Und bleiben lassen heute das Operation mit die Professor!“

„Nein! Es bleibt dabei!“

(Fortsetzung folgt.)